

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

Nr. 41.

Erster Jahrgang.

10. October 1857.

### Ein Bild aus Griechenland.

Leisen Schritts durchwallt der Mittag  
Des Hymettus Marmorklüfte;  
Auf den wildzerrißnen Kuppen  
Liegen brennend blau die Lüfte.

Weit und breit im Felsenfessel  
Brütet märchenhaft Verstummen;  
Nur das um die Thymusbüschel  
Tausend Bienen schwärmend summen.

Lautilos durch's Geröll am Abhang  
Klettern kurzbelegte Schafe;  
Unter'm wilden Lorberbaume  
Liegt der Hirtenbub' im Schlasse;

Ihm zur Seite Stab und Tasche,  
Und die rohgeschmückte Flöte;  
Durch die mandelbraunen Wangen  
Schimmert sacht des Blutes Röthe.

Schöner Knab', an deinen Zügen  
Weiß ich kaum mich satt zu schauen;  
Um den Mund welch stiller Zauber,  
Welche Hoheit auf den Brauen!

Traum, im alten Land der Götter  
Bist du selbst von Götterstamme;  
In ein irdisch Weib verkleidet  
Sängte dich die Mut' als Amme.

Was du träumst, sind eitel Lieder,  
Und es tragen von den Klippen  
Dir die Bienen, wie dem Pindar  
Honig auf die jungen Lippen.

Emanuel Geibel.

### Die Atmosphäre.

(Schluß.)

Wollen wir endlich von dem Einfluß sprechen, den die Atmosphäre auf den Menschen ausübt, so würde es wohl schwer halten, denselben nach allen Seiten hin vollkommen zu ergründen. Von seiner Wiege bis zum Grabe athmet der Mensch in dieser Atmosphäre und könnte ohne dieselbe gar nicht existiren. Der Sauerstoff der Luft ist zur Unterhaltung des Athmungsprozesses und dadurch zur Erzeugung der Körperwärme, somit zur Unterhaltung des Lebens unumgänglich notwendig. Und ist aus dem Körper die Lebenskraft gewichen, hat der Geist seine sterbliche Hülle verlassen, so ist es wieder der Sauerstoff, der die Zerstörung dieser Hülle, die Auflösung in ihre Bestandtheile vollführt, sie in die Grundstoffe wieder zerlegt, aus denen sie bestand, der Erde wieder gibt, was von der Erde, und der Luft, was von der Luft her stammt.

Besonders auffallend jedoch ist die Abhängigkeit des Menschen von den Wärmeverhältnissen der Atmosphäre. An den eisigen Polen der Erde erstarrt, wie das Leben der Pflanze, so auch das des Menschen; ärmlich und verkrüppelt wie eine Birke ist auch sein Körper, und der Geist kann in einem unentwickelten Körper ebensowenig zur Entwicklung gelangen. Nicht weniger schädlich als ein Uebermaß von Kälte ist aber auch ein Uebermaß von Wärme. Dieß sehen wir deutlich an den Bewohnern der heißen Zone. Die trefflichen Worte Ritter's dürften hier ganz am rechten Orte sein, der da sagt: „Auf der Südseite, dem hellen Mittag zugekehrt, liegt Afrika, der Sudan der Erde, über welchem die Sonne gleichmäßig vom Anfange bis zum Ende des Jahres hinschwebt, ohne so vorherrschend mit jenen wechselnden Wundern des Abend- und Morgenlandes, ohne mit der überwiegend einander widerstreitenden Mannigfaltigkeit der Jahreswechsel vom Frühling zum Winter, ohne das kontrastirende Steigen und Versinken aus Vergangenheit in die Zukunft weder die Natur zu erfüllen, noch die menschliche Phantasie auf diese Art durch Wirkung der Gegensätze in der Natur und im Menschen zur Ahnung einer Vergangenheit oder einer höhern Welt aufzuregen und zu erschüttern.“ — Sehr schön weist hier Ritter auf die mächtige Anregung zu Betrachtungen und Ahnung einer höhern Welt hin, welche der menschliche Geist schon durch

den Wechsel der Jahreszeiten erhält, der sowohl in den Regionen des ewigen Winters als auch in denen des ewigen Sommers entfällt.

Abgesehen davon, daß zu große Kälte wie zu große Hitze den menschlichen Körper zur Thätigkeit untauglich macht, so liefert auch in den mittlern Theilen der Erdoberfläche, in der sogenannten gemäßigten Zone, die Natur selbst, vermöge der Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse, auch die meisten Objekte und somit auch die größte Anregung zur Thätigkeit für den Menschen. „Zwischen dem 40. und 45. Breitengrade folgt die größte Mannigfaltigkeit in den Erzeugnissen des Pflanzenreiches und den Gegenständen des Ackerbaues aufeinander. Es ist dieß der Punkt, wo die Regionen des Weinstockes an die des Citronen- und Olivenbaumes grenzen. Die große Verschiedenheit in den Erzeugnissen der Grenzländer dieses Erdgürtels belebt den Handel und vermehrt den Gewerfleiß der ackerbaureibenden Völker.“ — Doch nicht bloß der wohlthätige, selbst der schädliche und zum Theil fürchterliche Einfluß der Atmosphäre und der in derselben eintretenden Umwälzungen ist für den Menschen segensreich geworden; er hat ihn frühzeitig gezwungen, auf Mittel zu denken, sich demselben zu entziehen, und die Nothwendigkeit ist, wie überall, so auch hier eine wohlthätige Lehrmeisterin geworden. Erstaunlich in der That sind die Fortschritte, welche in dieser Beziehung der menschliche Erfindungsgeist gemacht hat. Dem Himmel entriß er seine Blitze, die Winde zwang er, seine Mühlen und Schiffe zu treiben, und das Himmelslicht der Sonne benützte er, um sich die schönsten Bilder zu erzeugen. Als der kühne Segler vor vierthhalb hundert Jahren zum ersten Male seine Schiffe zu den Gestirnen der neuen, unbekannteren Hemisphäre leitete, erschütterte der fortwährend nach Westen hin wehende Wind seine Gefährten zu Zittern und Beben, so daß sie gewaltsam die Rückkehr forderten, von der Besorgniß gequält, daß ihnen jener Wind die Rückkehr zur Heimat unmöglich machen würde. Denselben Wind begrüßen heut zu Tage die Seefahrer mit Jubel und wissen ihn wohl zu benützen; denn er ist es, der ihre Segel bläht und ihre Schiffe schnell und leicht dem fernen Strande zuführt. So gewaltig haben sich die Ansichten geändert, so große Fortschritte hat die Wissenschaft gemacht.

Bedenken wir endlich noch, wie vieler Annehmlichkeiten beraubt das Leben wäre, wenn uns die Atmosphäre nicht die erheiternenden Strahlen des Lichtes zuführen würde, wie unendlich traurig das Leben der armen Lappen und Esquimaux verfließen müßte, wenn nicht die gütige Vorsehung ihre monatlangen Winternächte durch jene großartig prächtige Himmelsampel, das Nordlicht, erhellen würde, so wird durch diese Betrachtung die Ueberzeugung von dem mächtigen Einflusse der Atmosphäre auf den Menschen und sein Leben nur noch mehr bekräftigt werden.

Und endlich, welche mächtige Anregung zu erhabenen Gedanken, tiefen Empfindungen, lieblichen Träumereien schöpft nicht der menschliche Geist aus den ewig wechselnden, wunderbar geheimnißvollen Erscheinungen der Atmosphäre! Mögen

ihn Zephyre lieblich umsäuseln oder Stürme gewaltig umbrausen, mögen die Sterne in ruhiger Klarheit ihr mildes Licht auf ihn niederstrahlen, oder furchtbare Blitze ihn dräuend umflammen, mögen die Perlen des Thaues von tausend Blüten ihm entgegen glänzen und Iris farbiger Bogen schimmernd den Himmel umspannen, oder die duftige Nacht auf die müde Erde herab sich senken, immer werden die Saiten der Seele davon mächtig gerührt, daß sie entweder im begeisterten Liede erklingen, oder im heiligen Schauer vor des Ewigen, Allmächtigen Majestät erbeben.

— —

## Ein Traum am Canalgrande.

Von Moritz Horst.

(Fortsetzung.)

Der Marchese Ventivoglio war den Damen vorgestellt und nach kurzer Zeit ihr steter Cavaliere geworden. Dem Baron war diese Bekanntschaft sehr lieb, denn sie verschaffte ihm manche freie Stunde, die er, vor dem Café sitzend und rauchend, angenehmer als in Gallerien verbrachte. Der gute Baron, nachdem er vor drei Jahren bei der Werbung um die schöne, brillante Clemence Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, hätte gern nun sein Glück friedlich auf seinem schönen Gute genossen. Venedig, mit all seinen Kunstschätzen, seinem bunten, reichen Leben stillte ihm, dem echten Gentilhomme campagnard, den Durst der Seele nicht — er segelte sich nach Brandis. Dazu kam, daß der Doctor Werner in der letzten Zeit immer seltener kam, er schloß viele Geschäfte vor. Heinrich Werner war, wie man fürchtete, brustkrank vor einigen Jahren nach Venedig geschickt worden und hatte sich hier unter den Fremden eine bedeutende Praxis erworben, so daß er, allen Bitten seines Vaters entgegen, der ein höchst angesehener Arzt in der kleinen Residenz war, sich von Venedig noch immer nicht hatte trennen wollen und sich auch jetzt mit seiner großen Praxis entschuldigte.

Indeß war Achille Ventivoglio ein Cicerone, der nicht so leicht seines Gleichen finden mochte. Er kannte mehr von Venedig als seine Geschichte in Stein und Zahlen; er kannte auch jene geheime Geschichte voll Schmerz und Poesie, welche nur das Herz des Dichters den Mauern abliest, welche nur ihm die stummen Bilder in den Palästen ausgestorbener Fürstengeschlechter erzählen. Er war hinreißend schön in solchen Augenblicken, in seiner Trauer, in seinem Schmerz, mit dem von Melancholie umflorten Blick und seiner seltsam melodischen, sonoren Stimme.

Die Frauen fühlten ihm nach, selbst wo sie seine Ansicht nicht theilten, sie waren bezaubert von der Poesie dieser Klagen; der Doctor widerlegte ihm einfach, kühl, viel trockener als er es gethan haben würde, wäre Achille nicht so emphatisch gewesen.

Vernünftige, klare Menschen sehen zu viele Spuren der wohlthätigen und energischen Hilfe, welche Venedig zu Theil geworden, vielleicht aber hatte Heinrich Unrecht, den Italiener etwas spöttisch daran zu erinnern, wie wenig die Söhne für

ihre Mutter gethan, als sie, die Witwe ihrer Dogen, der österreichischen Monarchie noch nicht angetraut war.

„Theurer Freund,“ sagte der Doctor spöttisch, „damals thaten ihre Söhne gar wenig für sie, und der zerfetzte, zerfallende Herzogsmantel hing ihr traurig genug um die Schultern. Zum Glück für sie war Oesterreich reich und großmüthig, so daß sie nun wieder eine stattliche, schöne Dame geworden ist, den Bildern wieder ähnlich, die einst Paolo Veronese von ihr gemalt.“

„Aber können Sie den Söhnen verargen, wenn ihnen die Mutter, als trauernde gebeugte Witwe, ehrwürdiger erschien, als im Glanz neuer Hochzeitsgewänder?“

Der Doctor zuckte die Achseln.

„Und deshalb verweigerten die Söhne wohl auch, dem Vaterlande zu dienen und vergeudeteten lieber ihre Jugend im Müßiggang? Wahrhaftig, man hat hier den Stiefföhnen mehr verziehen, ihnen mehr Liebe gezeigt, als anderwärts den Söhnen des Hauses.“

Der Italiener antwortete auf solche Wahrheiten immer sehr unbestimmt — „die Liebe rechnet nicht, sie kann unklug, egoistisch selbst sein, aber eins versteht sie nicht — zu theilen; sie liebt, wo sie liebt, auch die Schwächen, nicht nur die Tugenden.“

Der Doctor lachte dann und wandte sich zum Baron, ihm einfache Thatsachen erzählend, aber es entging ihm nicht, daß Henriette sich von ihm entfernte und durch mildeste Freundlichkeit den Marchese für die Niederlagen zu trösten suchte, welche ihn der Doctor durch klare Beweise und nicht wegzuläugnende Thatsachen erleiden ließ. Es ging dabei wie in allen ähnlichen Fällen, Jeder übertrieb, weil er sich ärgerte, daß der Gegner zu weit ging.

Indeß vermifste, außer dem Baron, auch Clemence den geistreichen und feinen Gesellschafter, und als sie den Doctor erst allein traf, machte sie ihm freundliche Vorwürfe für sein unfreundliches Ausbleiben.

„Lieber Doctor, nach so viel Mondschein-Elegien, wie ich jetzt anhöre, sehnen wir uns nach Ihnen, wie ich mich nach Göthe'schen Versen sehne, nach Geibel'schen Humus-Liedern, obgleich mir diese zu Zeiten auch gefallen.“

„Wenn Sie mich wirklich vermifsten, Baronin, so werden Sie meinen Entschuldigungsgrund gelten lassen. Ich bereite mich vor, meines Papa's Wunsch endlich nachzukommen und nach \*\* zurückzugehen. In zwei bis drei Monaten hoffe ich, Ihr Gast in Brandis sein zu können.“

„Das freut mich, Doctor, aufrichtig, herzlich, aber Ihr schneller Entschluß überrascht mich doch; Sie haben mir zu oft davon gesprochen, sich hier zu fixiren.“

„Ich fürchte, ein Anderer wird sich hier fixiren und mir dann die Luft von Venedig nicht mehr so leicht vorkommen.“

„Was meinen Sie?“ fragte Clemence verwundert.

„Daß Henriette als Marchesa Ventivoglio hier bleiben wird,“ sagte er leise und ernst.

„Und das treibt Sie fort?“ fragte die junge Frau theilnehmend und herzlich, „also so ernst ist es Ihnen geworden?“

„Ja, Baronin,“ sagte er ernst, „ich läugne es nicht — Ihnen nicht; ein Interesse, wie ich es für Henriette empfinde, hat mir noch keine Frau je eingelöst. Wir Aerzte lernen die Menschennatur gar zu sehr im Negligé kennen, das desillusionirt. Ich habe oft Frauen als Engel und Heilige preisen hören, die ich rücksichtslos, hart und egoistisch kennen gelernt hatte, andere schienen nur wie Schmetterlinge vom Blüthenduft zu leben, und ich weiß, daß ihre Seele eine häßliche, gemeine Raupennatur hatte. Henriette aber, die ist wirklich, was sie scheint, fein und edel organisiert, geistig und körperlich. Nicht ihre Nerven, ihr Gefühl leidet von wüstem Lärm, Häßlichkeit und Niedrigkeit; ich habe sie auf der Straße, die Grazie und Schönheit, unter Lumpen erkennen und im Theater sich abwenden sehen, wo die Kunst nur Kunststück, das Pathos Groteske wurde. Nie habe ich eine Frau gekannt, deren sittliches und ästhetisches Gefühl so rein und stark war, wie bei ihr, nie das angeborene Schönheitsgefühl so fein entwickelt gefunden. Deshalb sage ich auch, nur in diesem einzigen Falle, daß nicht oberflächliches, alltägliches Gefallen an dem schönen Mann sie zum Marchese ziehe, nein, ihr Interesse ist ein edles, der Zauber Venedigs, der Zauber einer so seltenen Schönheit, die Poesie, in welche er sich zu drapiren versteht, wie in einen Fürstenmantel, das liebt sie in diesem elegischen Arlequin, nicht den gewandten, feinen Roué.“

„Mein Gott, war ich denn blind,“ rief die junge Frau traurig, „wo hatte ich meine Augen! Aber wenn es so ist, wie Sie sagen, so ist Henriette von Venedig ebenso verzaubert als vom Marchese, und eine rasche Abreise würde den Zauber lösen.“

„Nur befestigen, geehrte Frau! Und dann, wehe dem künftigen Gemal Henrietten's. Nein, diese Verklärung, welche Abschiedweh und Entsagenmüssen dann um das Bild dieses prächtigen Trauerfalters weben würde, müßte den Mann, der Henriette einst liebte, zur Verzweiflung bringen. Alle Liebe, Treue und Hingebung würde unbeachtet bleiben vor der leuchtenden Erinnerung dieses, zum Ideal verklärten Antinous.“

„So zeigen wir ihr den Halbgott als Menschen,“ sagte die Baronin lächelnd.

„Das ist nicht leicht möglich, dazu gehört mehr Zeit als uns bleiben wird. Als Frau dieses Mannes wird sie sehr bald einsehen, daß er weniger als ein Mann, der echte Sohn dieses marklosen, überlebten Volkes ist. Ein eleganter Müßiggänger, ein geistreicher Dilettant, ein Schauspieler, der eine Rolle, aber eben eine nur, meisterhaft spielt, aber ein Mensch, der keines Aufschwunges, keines energischen Handelns fähig ist, dem der Stahl im Blute, der Stolz in der Seele, die Ritterlichkeit im Charakter fehlt — dann aber, Baronin, nach dieser Probe ist mir Henriette verloren.“

„Noch Eins, Doctor! Henriette ist sehr stolz und sehr streng in ihren Ansichten. Detleo nannte den Marchese einst Don Giovanni. Ein Beweis dieser Art würde sie vollkommen heilen.“

„Ich aber, Baronin, vermag diesen Beweis von allen Menschen zuletzt zu liefern. Henriette würde den gefallenen Engel beweinen, seinen Ankläger aber verachten.“

Die Baronin sah ihn traurig nach. Der arme Doctor hat Recht, wir scheitern öfter an unsern Tugenden als an unsern Fehlern, sagte sie traurig.

Am Abend dieses Tages lenkte die Baronin das Gespräch ziemlich auffallend auf deutsche Sitte und Bildung, sprach weitläufig darüber, wie sie selbst sich schwer entschließen würde, für immer in Italien zu leben, wie unbefriedigend meist gemischte Ehen dieser Art seien, wie unvertilgbar das Heimweh — kurz, Henriette verstand vollkommen den Sinn dieses Gesprächs.

Auch der Marchese bemerkte die Veränderung im Benehmen der Baronin, manches hingeworfene Wort, und er begann zum ersten Male zu überlegen. Für ihn bestand die Mesalliance nicht in Henrietten's bürgerlicher, sondern in ihrer deutschen, das hieß für ihn, barbarischen Abkunft. Sie war reich, liebenswürdig, geistreich, pikant durch ihre keusche, zarte Mädchenhaftigkeit, aber an eine Heirat mit ihr hatte er doch bisher noch gar nicht gedacht. Er ging drei Tage nicht zur Baronin, aber am Abend des dritten bezwang ihn die Sehnsucht, Henriette zu sehen. Zufällig war sie allein im Salon, es war zur Zeit der Dämmerung; aber er sah, daß sie blässer als gewöhnlich war und geweint hatte. Gewiß glaubte Achille in diesen Augenblicken selbst an Alles, was er sagte, an seine Verzweiflung, seinen Schmerz über ihre Kälte, über die Perfidie der Baronin; er sprach wie immer voll leidenschaftlichen Schmerzes, wehmüthiger Innigkeit, edelsten Stolzes.

(Schluß folgt.)

## Verschiedenes.

**Der Rosenwein.** Der Rosenwein stammt aus dem Bremer Weinkeller, welcher der älteste von allen deutschen Kellern, und befindet sich unter dem dortigen Rathhause. Eine Abtheilung — die Rose — so genannt nach einem bronzenen Relief, welches Rosen darstellt, enthält den berühmten, sogenannten Rosenwein, der ein Alter von mehr als zwei Jahrhunderten hat. Im J. 1624 legte man nämlich hier sechs Stückfaß Johannisberger und eben so viel Hochheimer ein. Ein anderes Gewölbe dicht daneben enthält denselben Wein, der ebenso kostbar, aber einige Jahre jünger ist; er ist in zwölf großen Fässern, deren jedes den Namen eines der zwölf Apostel führt, und der Wein des Judas wird, trotz des seinem Namen anhängenden Makels, noch mehr geschätzt als die übrigen. In den sonnigen Räumen des Kellers befinden sich verschiedene Weine späterer Jahrgänge. Wie man nun einige Flaschen von der Rose abzapft, ersetzt man es durch den Wein aus den Aposteln, diesen wieder durch jüngern und so fort, so daß umgekehrt, wie das Faß der Danaiden, die Stückfässer nie leer werden. Ein großes Stückfaß Wein von 3 Orhst à 204 Flaschen kostete im

J. 1624 500 Reichsthaler. Rechnet man die Kosten, den Keller in Stand zu halten, die Nachfüllungen, die Zinsen, so wie davon wieder die Zinsen, so kostete ein Orhst heut zu Tage 555,657.640 Reichsthaler — folglich kostet eine Flasche 2,723.810 Reichsthaler, ein Glas aber, der achte Theil einer Flasche, 540.476 Reichsthaler, und endlich rechnet man 1000 Tropfen auf ein Glas, ein Tropfen 540 Reichsthaler. Ein Bremer Bürger hat auf eine Flasche Anrecht, wenn er einen berühmten Fremden, dessen Name in Deutschland oder Europa berühmt ist, bei sich hat. Einige Male schickte die Stadt ein Paar Flaschen dieses Weines an Göthe zu seinem Geburtstag. Zur Zeit der französischen Okkupation tranken einige Generale des Kaiserreiches eine beträchtliche Masse von diesem kostbaren Stoffe, und so behaupten die Bremer Bürger, daß ihre Stadt auf solche Weise eine größere Kontribution an Frankreich gezahlt habe, als alle Städte Deutschlands zusammen. — Bei der Zusammenkunft der beiden Kaiser in Stuttgart wurde unter Anderm auch Rosenwein servirt.

**Göthe's wilde Wochen.** Wenn wir den Mittheilungen des Engländers Lewes glauben dürfen, der ein Buch über Göthe geschrieben, so trieb es Göthe in den ersten Wochen seiner Uebersiedlung nach Weimar toll genug. In vollem Glanze der Jugend, der Schönheit und des Ruhmes trat er dort auf und eroberte im Sturme alle Herzen, selbst die, welche er, wie z. B. Wieland und die Herzogin Amalia, früher beleidigt hatte. Bei den lebenslustigen, leichten Damen der genialen Periode, von denen Schiller schreibt: „Da ist beinahe keine, die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte, erobern nicht sie gern alle,“ war er bald der erklärte Liebling, der wie ein Schmetterling von einer Blume zur andern flatterte und von Allen süßen Honig der Liebe sog. Er führte unter den Damen und den höhern Ständen das Schlittschuhlaufen ein — eine Kunst, die in der Residenz bisher als eine plebeje betrachtet worden — und arrangirte auf dem Schwanenteiche Nachschlittenpartien mit Jackeln und Feuerwerk, bei denen die Herzogin und alle Damen maskirt erschienen. Dann wieder zum Entsetzen von ganz Weimar brutalisirte er, wie Wieland sagt, die bestialische Natur, stellt sich mit dem Herzoge Karl August auf den Markt, und beide knakten da stundenlang mit großen Heizeitschen um die Wette. Ein Herzog und ein Dichter auf offenem Markt! Das Verhältniß dieser beiden genialen Menschen ward bald ein brüderliches. Sie nannten sich „Du,“ schliefen zusammen in einem Zimmer, entleihen gegenseitig Tücher und Westen, ohne an's Wiedergeben zu denken, und tranken bei ihren Weingelagen den Sekt aus Schädeln, wie es Byron in seiner wildesten Zeit gethan. Das Lieblingswort des Tages war „unendlich.“ Aber so wilde Orgien und Nächte die beiden frühreifen Jünglinge auch durchbrachten — und daß sie es arg getrieben haben, beweist der scharf ermahnende Brief Klopstock's, den Göthe so päßig beantwortete — so hatten Beide doch so große Zwecke und einen so mächtigen Willen, daß sie dabei moralisch nicht untergehen konnten. Die Ernennung Göthe's zum Legationsrath mit Sitz und Stimme im Ministerium, die Seitens des Adels und der Beamtenwelt einen Protest hervorrief, den der neunzehnjährige Fürst so vortrefflich beantwortete, war schon der Anfang einer ruhigeren Periode, die, wenn auch nicht frei von Anfechtungen genialer Art, doch Extravaganzen, wie die frühern, nicht mehr so oft aufkommen ließ.